



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

J., C.: Strindberg

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dieselbe Wurzel -öde wie in Ebenode, Ebinod tritt uns entgegen in dem Namen des zwei Stunden nordwestlich von Ebmath liegenden Dorfes Dröda, 1279 urkundlich „zue der Bede.“ Daß die meisten unsrer Ortsbezeichnungen ursprünglich Dative sind, oft mit Präposition, dafür liefern außer Dröda noch einige Ortsnamen meiner Heimat den Beweis. Unser Pfarrdorf Eichigt heißt im Volksmunde Mäglich oder Mäglet,*) d. i. im Eichenwald, im Eichigt. Meßbach bei Plauen, d. i. im Espich. M'r gänge no „die“ Pöstleiten: nach Pabstleithen, einem Dorf bei Ebmath. Untereichigt heißt im Volksmunde noch heute „das Loch,“ wie in der Urkunde vom Jahre 1328 „zue dem Loche.“ In den ältern Körnerausgaben ist ein Brief Theodor Körners aus dem Jahre 1813 datiert „im Biwak vor Ruhigt zwischen Plauen und Hof“ statt „Eichigt.“ Körner hatte wohl Nichtig geschrieben mit fehlendem oder undeutlichem S-Punkt, und so ist durch einen Lesefehler Ruhigt entstanden. Unter der schönen alten Pfarrlinde, unter der der junge Freiheitskämpfer und Held nach der Überlieferung damals gefessen hat, habe ich in meiner Jugend mit den mir befreundeten Söhnen des Pfarrers und des Kantors so manches fröhliche Spiel gespielt.

Die Dörfer in der nähern Umgebung von Ebmath sind deutschen Ursprungs: Eichigt, Bergen, Gettengrün (Grün eines Getto: 1295), das Kruckenhaus bei Obertriebel („die Höllkrucken“), Haselrain, Grünpöhl und Höllesteg, Tiefenbrunn mit den Ortsteilen Oberwieden, Unterwieden, Birkigt, Kugelreuth, Gräben im Tal, Hammerleithen und Stockhaus, Pabstleithen, Burkhardsgrün, Neubrambach, Süßebach, Sachsgrün, Hasenreuth, Lodbrenreuth, Weidigt, Freiberg, das bayrische Faßmannsreuth, vielleicht auch Triebel bei Ebmath. Auch die benachbarten böhmischen Orte haben deutsche Namen: Kofsbach, Gottmannsgrün mit dem Kaiserhammer, Kirchbrünnlein, Ziegenrück, Neuberg, Krugsreuth, Steinpöhl, Thonbrunn, Grün, Pfannenstiel, Kommersreuth, Ottengrün, Steingrün, Friedersreuth, Wernersreuth u. a. Eine Stunde westlich von Ebmath beginnen die Orte mit slawischen Namen: Prey, Kengschau, Raigschin, Trogenau, Regnitz-Losau; vielleicht ist auch das sächsische Grenzdorf Possack („die Possig“) slawischen Ursprungs.

(Schluß folgt)



Strindberg



on Strindberg hatte ich bis vor kurzem nur einige Kleinigkeiten gelesen, die ich in Zeitschriften fand. Aus Zeitungsberichten hatte ich erfahren, daß er Weiberfeind sei und seit einigen Jahren daran arbeite, die Chemie im Sinne der Alchemisten zu reformieren. Jetzt erscheint nun bei Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig eine deutsche Gesamtausgabe seiner Schriften, unter Mitwirkung von Emil Schering vom Verfasser selbst veranstaltet. Schering fügt der

*) Das a, hier und im folgenden von mir als „ä“ bezeichnet, ist zwischen ä und a zu sprechen.

Anzeige das Motto bei: „Die Eindeutschung August Strindbergs ist meine Lebensaufgabe.“ Von dieser neuen Ausgabe hat mir auf Scherings Wunsch der Verleger sieben Bände und Bändchen zugesandt. Da die meisten Grenzbotenleser wahrscheinlich meinen Geschmack teilen und für die skandinavische „Moderne“ nicht gerade schwärmen, so werden auch viele von ihnen Strindberg noch nicht gelesen haben, und diesen wird es vielleicht angenehm sein, wenn ich ihnen von dem merkwürdigen Vogel ein paar Federn vorlege. Zu einer gründlichen und allseitigen Würdigung des Mannes befähigen mich die sieben Hefte nicht, denn das Verzeichnis seiner Schriften enthält vierzig Dramen, neun Bände Romane und Novellen, einen Band Gedichte, vier Bände „Autobiographisches“ und fünf Bände „Wissenschaftliches.“ Aber etwas mehr als Stichproben bedeuten die sieben Werke doch wohl, da sie vom Bearbeiter und Verleger selbst ausgewählt sind.

Es sind darunter zwei Dramen: Erich XIV. und Die Nachtigall von Wittenberg. Aus ihnen erkennt man schon, daß Strindberg ein wirklicher Dichter ist. Sie sind geschickt aufgebaut, die spannende Handlung schreitet im straffen, prägnanten Dialog rasch vorwärts, die Personen charakterisieren sich in ihren Worten und Handlungen deutlich mit wenigen kräftigen Zügen, und in dem historischen Trauerspiel ist der Untergang des Helden gut motiviert, was freilich insofern keine Kunst war, als der Dichter zu diesem Zweck nur die geschichtlichen Tatsachen wiederzugeben brauchte. Erich, ein schöner, begabter, gelehrter und in den schönen Künsten geübter Mann, aber hochmütig und jähzornig, folgte seinem Vater Gustav Wasa 1560, erfreute sich der Gunst des Volkes, aber verfuhr auf den Rat seines „Prokurators“ Göran Persson hart mit den Großen und mit seinem verräterischen Bruder Johann, ließ dessen gefangne Freunde im Gefängnis ermorden und erzürnte den Adel außerdem noch durch die Vermählung mit einer schönen armen Bürgertochter, Karin (Katharina) Mansdotter, die ihm schon zwei Kinder geschenkt hatte. Im Jahre 1568 wurde er von seinem Bruder und Nachfolger überwältigt, zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt und nach erlittener grausamer Behandlung 1577 vergiftet. Die plötzlichen Stimmungsumschläge, durch die Erich unfähig zur Regierung erscheint — tolle Wutausbrüche und Grausamkeiten wechseln mit Anfällen von Sentimentalität und mit demütigen Bitten um Verzeihung —, hat der Dichter seinen historischen Vorlagen entnommen. Aber unmotiviert und auch für das Stück nicht vorteilhaft erscheint es, daß er die lebenswürdigen Eigenschaften des Königs zu wenig zeigt und ihn gleich von Anfang an in seinen grundlosen Zornausbrüchen, seinem Argwohn und Verfolgungswahn als den halben Narren darstellt, der er erst durch schreckliche Erlebnisse geworden ist. Strindberg führt die Handlung nicht bis zum Tode des Unglücklichen fort, sondern läßt den Vorhang schon nach seiner Gefangennehmung fallen. Interessant, wenn auch vielleicht nicht streng historisch, ist die Charakteristik des Prokurators. Der arme Mann erledigt, ohne Besoldung zu fordern, die Staatsgeschäfte in der Koch- und Wohnstube seiner Mutter. Mildherzig und weichmütig, gewährt er ohne selbstsüchtige Nebenabsicht einem armen jungen Weibe und dessen Kinde Obdach, läßt aber im Interesse des

Königs und des Staates, wie er es versteht, ohne Bedenken und Gewissensskrupel die Großen abschlachten. Den Better und Liebhaber der königlichen Maitresse möchte er retten, da aber dieser die Karin nicht aufgeben will, läßt er ihn in einen Sack stecken und ersäufen, was ihn nicht mehr aufregt, als wenn der Fähnrich ein neugebornes Hündlein gewesen wäre.

Das Lutherchauspiel führt uns eine Reihe von Bildern vor, die über einen Zeitraum von dreißig Jahren verstreut liegen, trägt aber trotzdem den Charakter eines Dramas: wir sehen Luther keimen, werden und siegen. Als den Zeitpunkt des Sieges, mit dem das Stück schließt, hat Strindberg sehr gut den Augenblick gewählt, wo Luther auf der Wartburg erfährt, daß das Wormser Edikt wirksam geblieben, und beinahe ganz Deutschland ihm zugefallen ist. Und auch das beweist ein feines historisches Verständnis, daß der Doktor Johannes, alias Faust, der ihm die Nachricht bringt, ihn zugleich nach Wittenberg ruft, damit er dort dem Unfug der wiedertäuferischen Schwarmgeister steure, die sein Werk gefährden. Denn damit begann Luthers kirchengründende Tätigkeit, die zu der bisherigen zerstörenden im Gegensatz zu stehen schien, während doch die scheinbare Zerstörung zugleich eine Schöpfung gewesen war. „Das Kind ist geboren, spricht Faust; erzieht es jetzt! Das ist eine lange und mühsame Arbeit.“ Sehr wirksam sind die beiden Szenen in Luthers Vaterhause. Mit der ersten beginnt das Stück.

Martin: Hic, haec, hoc, Genitivus hejus.

Jakob (sein Bruder): Hujus heißt es.

Martin: So steht es hier, aber es muß falsch sein, da es heißt is, ea, id, Genitivus ejus.

Jakob: Du mußt hujus sagen, Martin, weil es so im Buche steht.

Martin: Ich sage es doch nicht, ich will nicht, daß es hujus heißt, ich will nicht!

Jakob: Dann kriegst du wieder Schläge, Martin.

Martin: Die kriege ich doch, auch wenn ich meine Aufgabe kann.

So sehen wir, wie sich der Wahrheits- und Gerechtigkeitsinn des Knaben im Widerstande gegen Ungerechtigkeit und Mißhandlungen zum unbezwingbaren Trotz verhärtet. Auf der Flucht von Worms kehrt Luther ins Vaterhaus ein, zum Scheine Labung und Obdach suchend. Der Vater wünscht ihm den Galgen und sagt ihm, er solle zur Hölle fahren.

Luther: Bravo! Ich möchte deine Hand fassen!

Vater: O schäme dich!

Luther: Wie der Vater, so der Sohn!

Vater (lächelnd): Meiner Treu, ich glaube, du bist mein Sohn. Die Faust her!

Um alle Größen der Zeit in packenden Auftritten zusammenbringen zu können, ist Strindberg mit der Chronologie und mit den Ereignissen ganz willkürlich umgesprungen. Für Aufführungen bei evangelischen Vereins- und Gemeindefesten, die doch einen halb religiösen Charakter tragen, ist das Stück leider nicht zu gebrauchen, weil Strindberg als Realist modernen Stils die Nachtseiten des Zeitalters unverhüllt zeigt. So beklagt Hutten in einem Liede seine bekannte Krankheit; und das geht doch nicht, mag auch die letzte Strophe lauten:

D hütet, deutsche Männer, die Jugend ja vor Seuch,
Es kommt die Pest aus Welschland, ich warne, warne euch;
Doch wölbt die deutsche Eiche noch ihren grünen Dom.
Haut ab die faule Wurzel! Die Wurzel, die heißt Rom!

Die Schweizer Novellen sind schön dargestellte Zeitbilder, das heißt Bilder von dem, was Leute wie Strindberg an unsrer Zeit interessiert. Die erste, *Neubau*, hat sozialistische Tendenz. Zwei alte vermögende Schwestern, die eine Witwe, die andre ledig, nehmen eine arme Nichte zu sich und lassen sie studieren, damit sie ihre unbefriedigten Tanten an den Männern räche. Sie sehnt sich aus ihrem von den beiden Drachen bewachten Gefängnis hinaus und freut sich auf die Freiheit, die ihr das Studium an der Universität bringen wird. Sie studiert Medizin, aber die akademische Freiheit enttäuscht sie. Das Leben der Schweizer Studenten und Studentinnen, namentlich der aus Rußland, wird Strindberg wohl wahrheitsgetreu geschildert haben. Noch weniger bringt ihr die ärztliche Praxis die Freiheit, besonders da sie die verbitterten Tanten mit durchschleppen muß, die ihr Vermögen verloren haben. Eine Anstellung in Godins Familistère beschert ihr endlich verhältnismäßige Unabhängigkeit und den geliebten Gatten. Es ist der Assistent, der ihre Laboratoriumarbeiten geleitet hat, und der klug und rechtschaffen genug gewesen war, sich von ihr zu trennen, ehe sie zusammen die Dummheit begingen, zu der sie bereit war. Godin ist keine fingierte Persönlichkeit. Er hat sich vom armen Arbeiter zum Besitzer von Gruben, Hütten und Fabriken in Frankreich und Belgien emporgeschwungen und 1862 zu Guise, Departement Aisne, seiner Arbeiterschaft sein Vermögen und eine sozialistische Verfassung gegeben. Nach seinem 1888 erfolgten Tode hat seine Witwe die kleine Republik im Sinne des Stifters weitergeleitet; ob sie noch besteht, ist mir nicht bekannt. — *Rückfall* handelt von einem vornehmen Russen, der, aus der Heimat mit Frau und Kindern geflüchtet, in der Nähe von Genf eine Gärtnerei betreibt, das sozialistische Evangelium von der Gleichheit und der Brüderlichkeit zu verwirklichen strebt, seinen Knecht als Bruder behandelt, seine Blumen und Gemüse selbst auf dem Schiebkarren zur Stadt fährt, auch seiner Frau und seinen noch kleinen Kindern nicht befiehlt sondern sie nur bittet. Der Rückfall besteht darin, daß seine Frau, die noch einen Sohn bekommt, den Jungen taufen läßt. Der Mann kann es ihr, da er grundsätzlich niemand seine Freiheit beschränkt, nicht wehren, aber er geht dem Taufen aus dem Wege und verweist. In *Evian* erleidet er selbst einen Rückfall: er, der grimme Pfaffenfeind, bemitleidet einen armen alten Priester, der als Hofmeister eines prozehenhaften zwölfjährigen Buben von diesem kuzoniert wird. Er überlegt. „Savoyen war ein armes Land, und bettelten die Priester von den Reichen, so gaben sie auch den Armen. Als Paul aufstand, um fortzugehen und sich niederzulegen, fühlte er die größte Sympathie für die Priester, die wenigstens noch an etwas andres als an irdischen Erwerb zu denken fähig waren.“ Dieser Rückfall bestimmte ihn, seiner Frau ihren Rückfall zu verzeihen und heimzukehren. — Über den Wolken spielt in einem Berghotel. Zwei Pariser Schriftsteller treffen sich dort, ehemals Freunde, dann durch die Konkurrenz Todfeinde geworden. Beide noch in den besten Jahren, aber vom Pariser Leben auf den Hund gebracht. Des einen Krankenwagen schiebt die Frau, den des andern die noch rüstige Mutter. Die Männer versöhnen sich angesichts des ihnen nahe bevorstehenden Todes, die Frauen bleiben unveröhnlich. Der eine von beiden sagt in einem Rückblick auf seine Laufbahn: „Wenn ich

ein gerades ernsthaftes Wort sprach, da schrie man: Nein, du sollst ein Stück schreiben! So schrieb ich ein Stück. Da applaudierte man dem Stück, den Dekorationen, den Aktrizen, aber die Wahrheit, die man in sich aufnehmen sollte, über die schwieg man. Das war die zweite Todsfünde des Kaisertums, daß es den Schönheitskult einführte. Diese Methode hat die Despotie immer angewandt, um durch den Schein die Aufmerksamkeit von der Wahrheit abzulenken. Ein Firnistag bedeutete in unserm Leben mehr als eine Wahl zu den Kammern, ein neues Stück war ein wichtigeres Ereignis als ein Säkularverbrechen.“ Er unterbricht sich, um zu fragen, was das für Leute seien, die mit Musik anmarschirt kommen. Die Mitglieder des Weltpost- und Telegraphenbureaus in Bern. „Hm! Siehst du, wie wir geschlafen, wie wir im Traume gelebt haben, während kluge Menschen für die Zukunft gearbeitet und nützliche Dinge geschaffen haben! Wir lasen nie etwas andres in den Zeitungen als Theater, Musik und Kunst. Für uns spielte das Leben bei Lampenschein mit Veinfarbenlandschaften, und wenn wir einmal durch den Lärm draußen gestört wurden, so wurden wir böse und fuhren gegen die Schreihälse los, oder wir lächelten über sie. So gingen wir einher, groß in unsrer Einbildung, mit Papierkronen auf dem Kopfe, und glaubten Könige im Reiche der Geister zu sein. Das Universum war Paris, und die Welt war das Theater.“ — Gewissensqual ist von der Abneigung gegen den Militarismus, vielleicht auch gegen Preußen eingegeben. Es spielt im deutsch-französischen Kriege. Ein Leutnant, der kurz vor dem Beginn des Feldzugs geheiratet hat, muß drei Franktireurs erschiesen lassen. Die Gewissensangst, die ihn darob befällt, macht ihn wahnsinnig. Man bringt ihn in ein Sanatorium am Genfer See. Als er das erstemal nach seiner Frau fragt, erklärt ihn der Arzt für geheilt. Er bleibt in der Schweiz. In einer internationalen Gesellschaft, der er beiwohnt, trinkt man auf die Vereinigten Staaten Europas und auf den Völkerrfrieden, den die eben eingetroffene Kunde von dem Erfolge des ersten internationalen Schiedsgerichts zu verbürgen scheint. Strindberg verrät keine Ahnung davon, daß die Franzosen den Krieg angefangen haben, daß das Franktireurthum, mag es auch der Patriotismus entschuldigen, gerade vom Standpunkte der Humanität und der Friedensliebe aus beurteilt ein wahnsinniger Frevel, von demselben Standpunkt aus die Strenge der Deutschen geboten war, und daß die Franzosen als Sieger in Deutschland noch ganz anders verfahren sein würden. Falsch ist auch die Ansicht, daß in dem Leutnant ein Konflikt eingetreten sei zwischen seinem ursprünglichen, natürlichen Gewissen und dem diesem widersprechenden anerzogenen, künstlichen Gewissen. Zweierlei Gewissen, das kommt vor. Aber in diesem fingierten Falle handelte es sich nicht um zwei Gewissen, sondern um einen gewöhnlichen Gewissenskonflikt, der darin besteht, daß ein und dieselbe Pflicht der Nächstenliebe unter gewissen Umständen Entgegengesetztes gebietet: sowohl zu töten als zu erhalten, weil die Interessen der Objekte der Liebe einander widersprechen. Die Franktireurs haben natürlich das Interesse, am Leben zu bleiben, aber das Interesse der Deutschen, und sogar das richtig verstandne Interesse der Franzosen im allgemeinen, fordert ihren Tod.

Einen Roman aus der schwedischen Gesellschaft hat Strindberg Die

Gotischen Zimmer betitelt, weil in einem so benannten Lokale die Hauptpersonen zu Anfang und am Ende der Erzählung zusammenkommen. Sie ist eigentlich kein Roman, denn sie hat keinen Helden, sondern es werden Ereignisse und Szenen aus dem Leben einer Menge von Personen aneinandergereiht, die durch das Band der Verwandtschaft miteinander verknüpft sind. „Familienschicksale vom Jahrhundertende“ lautet der Untertitel. Die Hauptpersonen sind Literaten, Berufspolitiker, Frauenrechtlerinnen, Geistliche, ein Landwirt, eine Ärztin und ihr mystischer Liebhaber. Dieser gibt dem Verfasser Gelegenheit, die Alchimie zu loben. Denn er glaubt, daß die Naturwissenschaften in die Irre gegangen seien. Er bezeichnet Langbehn (Rembrandt als Erzieher), Niezsché und Beladan als Repräsentanten eines großen Umschwungs. „Der Menscheng Geist erwachte aus seiner Isolierung und fühlte, wie seine Kräfte schwanden, weil sein Kontakt mit dem Jenseits unterbrochen war. Dieses Suchen nach einer Verbindung mit dem Immateriellen war ein bezeichnender Zug für die neunziger Jahre. Nachdem nämlich Haeckel sein Systema naturae oder die Stammtafel der Schöpfung aufgestellt hatte, war es aus mit der Naturwissenschaft; nicht eine neue Entdeckung wurde gemacht; die Serumtherapie machte großen Lärm, erwies sich aber als falsch.“ Diese Wendung ist eine Wendung zur Humanität, denn „wenn die Naturalisten sagten: laßt uns Menschen sein, so meinten sie: laßt uns Tiere sein!“ Strindberg haßt die Tiere, besonders die Hunde. Seinen Mystiker läßt er sagen: „Ich wünschte, alles Tierische könnte weggeschnitten werden.“ Das Leben der Stockholmer Literaten und Politiker mit seinen Ränken und Eheirungen mag wohl so häßlich aussehen, wie er es beschreibt. Die unerfreulichen Zustände der schwedischen Staatskirche zeigt er in einem vielleicht zu grellen, aber wahrscheinlich nicht fälschenden Licht. Vertreter der schwedischen Landwirtschaft ist bei ihm ein bankrotter Pächter. Die Bauern bauen bloß noch Hafer, der leicht verkäuflich ist, und für den man nicht zu düngen braucht. Die einzige Rettung ist Auswanderung; die Zukunft der Schweden liegt in Amerika.

Den breitesten Raum nimmt die Frauenfrage ein. Strindberg ist nicht Weiberfeind im Sinne Schopenhauers oder Weiningers, vielmehr nur entschiedener Feind aller perversen Neigungen und Gelüste. Auch predigt er nicht den Schwachsinn des Weibes wie Möbius; er bekämpft nur die verrückte Frauenrechtleri und den Feminismus der Männer. „Doktor Borg wurde natürlich Weiberhasser genannt. Das schreckte ihn nicht, denn er wußte, daß es eine Lüge war. Er konnte antworten: Wenn ich einsehe, daß das Kind schwächer ist als das Weib, so heißt das nicht, die Kinder hassen; und wenn ich anerkenne, daß die Weiber hinter den Männern zurückgeblieben sind, so heißt das nicht, die Weiber hassen.“ Dieser Doktor „hatte sich mit einer norwegischen Dame vom Moratypus verheiratet, dem Typus der falschen Märtyrerin, der hysterischen Närrin, die nie vorher existiert hatte, bis sie in einem atrophischen Männergehirn entstand, als es sich auf demselben Niveau mit Frauen und Kindern zu fühlen anfang.“ Der Doktor sieht ein, daß mit dem unlenkbaren, für Gründe, Tatsachen und Logik unempfänglichen Weibe nichts zu machen ist. „Aber er blieb vorläufig in der Schlangengrube, der

Kinder wegen, die Stunde abwartend, wo er sicher war, daß die Kinder ihn nicht vermiffen würden, wenn er ging. Das war ein eigentümlicher Zug bei den Männern der Zeit, daß ihre Gefühle für die Kinder stärker waren als die der Mütter, die die gefunden Instinkte verloren zu haben schienen und ein Leben außerhalb des Hauses suchten, während der Mann noch für das häusliche Leben schwärmte.“

Der Frauenfrage ist auch die erste der Modernen Fabeln: Die Mäwen, gewidmet. Im allgemeinen finde ich die sogenannten modernen Fabeln überflüssig. Für Kinder, die ja die Tendenz nicht verstehen, sind sie nicht geschrieben, und Erwachsene lesen sie nicht — der kindischen Form wegen. Aber Strindbergs Geschicklichkeit hat aus dieser Literaturgattung wenigstens so viel gemacht, als sich daraus machen ließ. Bei den Mäwen ist die Frauenrechtlereiseuche ausgebrochen, und ein Mäwerich fliegt davon, die Frage zu studieren. Ein Entenrich unterrichtet ihn über die Generationseinrichtungen bei Wassertieren, Landmollusken und Ameisen, wobei sich denn die verschiedensten Formen von Polygamie, Polyandrie und die verschiedensten Arten der Beteiligung der Geschlechter und der Ungeschlechtigen an der für den Unterhalt nötigen Arbeit ergeben. Die Mäwe wundert sich über den Widerspruch zwischen der Wirklichkeit und den Geschichten, die man den Kindern erzählt. Glaub an keine Geschichten, spricht die Tauchente, oder doch nur an unanständige Geschichten; die Wahrheit ist immer unanständig. Bei einer Vergleichung der verschiedenen Einrichtungen erscheint der Ente das Hühnerhaus besser als der Ameisenhaufen. Die Mäwe aber findet alle Einrichtungen gleich unbefriedigend und meint, nach dem, was sie erfahren habe, habe es keinen Sinn, in der Welt herumzureisen und nach einem Ideal zu suchen; man müsse die Wirklichkeit nehmen, wie sie ist. Der heilige Dohse erzählt, wie ein rechtschaffner Apis-priester dem Volke begreiflich machen will, daß der Apis nur ein Symbol des Gottes, nicht der Gott selbst ist, und wie wütende Weiber den Frevler erwürgen. So mancher rechtschaffne katholische Geistliche wird sich seufzend in ihm wiedererkennen. Von den übrigen Fabeln erwähne ich nur noch *Clarissae majorum exemplis*, weil darin Strindberg der Schmutzrealistik Zugeständnisse macht, die er nicht nötig hat; denn wenn er Wirkung erreichen will, so stellt ihm seine Erfindungskraft bessere Mittel zur Verfügung. Im Ritterhausaal zu Stockholm frischt ein Maler ein altes Wappen auf, und eine aus hundertjährigem Erstarrungsschlaf aufgeweckte — Wanze erzählt ihrer Tochter die Geschichte der Familie, der das Wappen gehört. Natürlich will Strindberg durch die Wahl der Erzählerin seine Verachtung des Adels ausdrücken, aber das kann man doch, wenn man nun einmal von Vorurteilen gegen den Adel beherrscht wird, ohne den Lesern Ekel zu erregen.

Zwei kleine Schriften philosophischen Inhalts: *Aus den Tagen der Götterdämmerung* und *Der bewußte Wille in der Weltgeschichte*, Skizze zu einem Buch, beweisen, daß der sechsundfünfzigjährige Mann noch im Ringen um eine Weltanschauung begriffen ist. In der ersten neigt er dem Atheismus, in der zweiten, 1903 erschienenen dem Theismus zu. In der ersten, die schon durch die Form des Aphorismus an Nietzsche erinnert, gibt

er sich als dessen Jünger. Die Aphorismen 42 und 43 lauten: „Das Christentum als Produkt einer alten Kultur konnte nur wieder durch Kulturprodukte überwunden werden. Die Germanenvölker in aller ihrer physischen Überkraft waren doch unfähig, ihm zu widerstehn. Aber von dem Zeitpunkt ab, wo eine Kultur imstande war, ohne das Christentum zu leben, begann sein Verfall. Also mit der Renaissance, mit Goethe. — Eine Volksreligion kann nur so lange herrschen, als sie das absolut höchste Ideal in sich darstellt. Sobald ein neues, höheres Ideal entdeckt wird außerhalb des Kreises dieser Religion, muß sie absterben. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet ist das einzige, was ernsthaft die christliche Religion bedroht, das neue Ideal des Übermenschen.“ Worauf u. a. zu erwidern wäre, daß Goethe in seinen letzten Jahren das Christentum als die nicht zu übertreffende Religion geschätzt hat, und daß Nietzsches Ideal gar kein Ideal, sondern nur eine Phrase ist, weil es ihm nicht gelungen ist, klar zu machen, was er mit dem Übermenschen gemeint hat, ja selbst nicht gewußt hat, was er damit meinte: er meinte etwas Vollkommenes, das er suchte, aber nicht fand. Übrigens gesteht Strindberg mit Nietzsche zu, daß das Christentum für das Volk auch heute noch das beste sei, nur der geistigen und der sittlichen Aristokratie genüge es nicht mehr. Von dem Haß Nietzsches gegen das Christentum ist er frei; dieser habe Jesus mißverstanden. Wenn Jesus die Armen, Schwachen und Kranken liebte, so liebte er nicht ihr Elend, sondern ihre Gesundheit und Stärke, die er mit seiner Heilkraft wiederherzustellen vermochte. Die Liebe, die er predigte, ist die edelste Kraft des Weltalls. Heute handelt es sich besonders um die Liebe, die den Einzelnen sterben heißt „für unsrer Kinder Land, das unentdeckte.“ Zwei schöne und wahre, wenn auch nicht neue Gedanken sprechen die beiden Aphorismen 230 und 252 aus. „Unfre tierische Natur soll sein wie das Pferd zwischen den Schenkeln des Reiters, gelenkt und beherrscht mit Zaum und Sporn. Doch dürfen wir den Mut dieses Rosses, das uns durchs Leben tragen soll, nicht gänzlich brechen. Der gute Reiter hat seine Freude an dem Feuer des Tieres. — Die Kirche hat den unschätzbaren Vorzug, daß bei ihren künstlerischen Darbietungen: Musik, Liturgie und Predigt, der Pöbel nicht das Recht hat, Kritik zu üben; das Theater ist befleckt durch die Prostitution vor dem Beifall der Massen.“

In der zweiten Schrift geht er davon aus (wie weit das tatsächlich zutrifft, lassen wir dahingestellt sein), daß um die Zeit des Moses eine religiöse, philosophische und Kulturbewegung durch die ganze zivilisierte Welt gegangen sei von Griechenland bis China. Es sehe so aus, als ob die ganze damalige gebildete Welt auf einmal zum Bewußtsein von den gemeinsamen großen Zielen und Aufgaben der Menschheit erwacht sei. Die einen nun hielten die weltgeschichtlichen Begebenheiten für Wirkungen der den Menschenseelen von Natur innewohnenden blinden Triebkräfte, andre glaubten, daß ein transzendenter Wille die Menschenseelen geschaffen habe und sich ihrer als Werkzeuge bediene, sie zu ihnen selbst unbekanntem Zielen leite. „An diese zweite Ansicht möchte sich der Verfasser anschließen, nachdem er sie auf seinen Streifzügen durch die Weltgeschichte bestätigt gefunden hat.“ Diese Streifzüge sind sehr hübsch. An einer Reihe von geschichtlichen Ereignissen zeigt er, wie aus den

politischen Kämpfen und Bestrebungen immer etwas Vernünftiges hervorgegangen ist, wovon die Kämpfenden und Strebenden keine Ahnung hatten, und wovon sie mitunter das Gegenteil wollten. Besonders gut sind seine Betrachtungen über das Zeitalter der Religionskriege. Auch dem Mittelalter wird er gerecht. Die Erwähnung der weltlichen Macht der Päpste gibt ihm Anlaß zu der Bemerkung: Über Weltereignisse muß man nicht böse werden. Er erkennt es an, daß abendländische Kultur soviel bedeutet wie Christentum und Antike. Der Olymp liege uns näher als Valhall. Ein Ziel sieht er allmählich aus dem Dunkel der Zukunft auftauchen, und zwar das von Herbert Spencer beschriebne: die Völkerunterschiede verschwinden durch Anpassung in der Gleichförmigkeit. Er macht auch eine Bemerkung, die ich zuerst in Trollopes Geschichte von Florenz gefunden habe. Weil in den wenigen Zeilen einer Erzählung Unglücksfälle und Greuelthaten, die sich über Jahre und weite Räume verteilen, auf einen Haufen zusammengedrängt erscheinen, während von dem friedlichen und glücklichen Leben von Millionen, das doch zugleich daneben bestand, gar nichts sichtbar wird, so sieht die Weltgeschichte grausamer aus, als sie in Wirklichkeit verlaufen ist. Die Anmerkung auf Seite 81 muß er im Rausch oder im Halbschlaf geschrieben haben: Jerusalem sei von Pompejus in demselben Jahre eingenommen worden, wo unter Nero Rom abbrannte. Beides ist allerdings im Jahre 64 geschehen, aber das eine Jahr 64 liegt vor, das andre nach Christus. Theistisch mutet auch eine der Fabeln an. Der Sprößling einer atheistischen Familie wird Pastor, nachdem ihn die Beobachtung des Bienenstaats zum Glauben an Gott bekehrt hat. In Westindien jedoch überzeugt er sich davon, daß das Treiben der Bienen nicht aus einem von Gott eingepflanzten Instinkt hervorgeht, sondern daß sie, wie die Menschen, mit Verstand und Überlegung handeln; sie bereiten dort keinen Honig, weil es keinen Winter gibt, für den sie Nahrung aufspeichern müßten. Wütend zerschlägt er die Bienenkörbe und wird von den Bienen zerstoßen. „Von seiner Mutter gepflegt, deren fromme Ansichten sich unberührt von dem abergläubischen Theismus gehalten hatten, gab er seinen Geist in ihren Armen auf, seinem Kinderglauben zurückgewonnen, indem er sich laut zu der wahren, atheistischen Religion bekannte, zur großen Freude seiner schwarzen Gemeindeglieder, die so schwer unter den nadelspizigen Beweisen vom Dasein Gottes gelitten hatten.“ Der Übersetzer meint zu dieser Fabel, sie sei natürlich ironisch gemeint, was der „große“ Georg Brandes in seinem Essay über Strindberg nicht begriffen habe. Die Ironie ist für jeden nicht gar zu dummen Leser handgreiflich.

Im Faust des Lutherschauspiels hat Strindberg die göttliche Leitung der Weltgeschichte und zugleich sich selbst als Beschauer der Weltgeschichte symbolisiert. Faust sucht Luthers Elternhaus heim, wo er Teigel, einen Wandergesellen und einen Landsknecht beisammen findet, und erregt des Knaben Martin Gemüt durch geheimnisvolle Andeutungen und Weissagungen. Er ist es auch, der dem jungen Doktor auf der Bibliothek zu Wittenberg die Bibel in die Hand gibt, und der ihn zuletzt im entscheidenden Augenblicke von der Wartburg zurückruft nach Wittenberg. Und als Karlstadt diesen Faust fragt:

Seid Ihr Papist? so läßt ihn Strindberg antworten: „Ich weiß nicht, was das ist. Ich bin ein Zuschauer, der seine Vernunft behält, wenn andre sie verlieren; ich bin nichts von dem, was du glaubst, und du findest keinen Namen für mich, der paßt. Alles, was Ihr sagt, ist leerer Schall; und die Wege, die Ihr geht, führen nicht dorthin, wohin Ihr glaubt. Der, der ist, war und sein wird, lächelt über Euch, aber er benutzt Euch!“ Strindberg ist offenbar nicht bloß ein Dichter, sondern auch ein Denker und ein ehrlicher Forscher, und es lohnt die Mühe, ihm einige Stunden zu widmen. E. J.



Kant und die Musik



Als Begründer der modernen Ästhetik hat Kant auch auf das musikalische Urteil großen Einfluß geübt. Versteckt zwar aber stark wirkte seine Lehre bis in die neueste Zeit, hauptsächlich mit Sätzen, die von ihm entlehnt waren, wurde noch die neudeutsche Schule Richard Wagners und Franz Liszts bekämpft. Darum ist es sehr willkommen zu heißen, daß die Säkularfeier Kants wenigstens eine Arbeit über seine Stellung zur Musik gebracht hat; wenn auch knapp gehalten, ist sie doch um so erfreulicher, als sie von Hermann Krehischmar herrührt, die Frage an der Wurzel packt und zudem eine Fülle allgemein klärender Gedanken birgt.*)

Krehischmar stellt sich vom Standpunkte des Musikers aus Kant gegenüber. So kommt er zunächst zu der Frage über dessen persönliches Verhältnis zur Tonkunst, und aus dieser erwächst die Forderung, daß die musikalische Urteilsfähigkeit der Philosophen erst geprüft werden müsse, ehe man ihre Sätze anerkenne und darauf weiterbaue. Diese Forderung auszusprechen ist heute um so notwendiger, als die Musiker oft in äußerlicher Nachahmung Wagners blindlings für alles, was Philosophie heißt, schwärmen. Sogar ein Geschichtschreiber der modernen Musikästhetik scheint sich nicht völlig darüber klar gewesen zu sein, daß eine stichhaltige Musikästhetik nur auf Grund genauer Kenntnis und wirklichen Verständnisses der Musik möglich ist, wenn er sich zu folgendem Vergleich versteigt: „Wie der Arzt, ohne selbst krank zu sein, die Gründe und den Verlauf der Krankheit besser kennt als der Patient, so war es den großen Philosophen beschieden, das Wesen des Schönen mit dem Verstande tiefer zu durchdringen als die Künstler.“**) Treffend bemerkt dagegen Krehischmar: „Um die Philosophen als die gebornen musikalischen Ärzte anzuerkennen, braucht es Sicherheit, daß sie die Musik so genau studiert haben und kennen, wie die Mediziner den gesunden und kranken Menschen, und daß bei ihren musikalischen Richtersprüchen prozessuale Irrtümer ausgeschlossen sind.“

*) Hermann Krehischmar: „S. Kants Musikauffassung und ihr Einfluß auf die folgende Zeit“ im Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1904 (Leipzig, 1905).

**) Paul Moos im Vorwort zu der „Modernen Musikästhetik in Deutschland“ (Leipzig, 1902).